

Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte
Band: 20 (1940-1941)
Heft: 9

Rubrik: Politische Rundschau

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 22.01.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

die von deren Darstellungen in der Kunst ausgehen. Beim Besuch der pädagogischen Provinz kommen Wilhelm und Felix, Vater und Sohn zum abgeschlossenen städtischen Bezirk der Bildhauer, Maler und epischen Dichter. In einem weiten Saale finden sie die Künstler gemeinsam beschäftigt, eine in die Mitte gestellte Kolossalgruppe jeder in seiner Weise abzuzeichnen, zu modellieren oder im Wort zu beschreiben. „Männliche und weibliche Kraftgestalten in gewaltfamen Stellungen erinnerten an jenes herrliche Gefecht zwischen Heldenjünglingen und Amazonen, wo Haß und Feindschaft zuletzt sich in wechselseitig-traulichen Beistand auflöst.“

Alles dies zusammengehalten, gewinnt Wilhelms Begegnung mit Mignon neue sinnhafte Bedeutung. Mignon in spanischen Ärmeln und Hosen, ist die Amazone im Kleinen. Ihr herber Reiz liegt in der Verbindung rührender kindlicher Anhänglichkeit mit unaufgeschlossener Strenge, die ihr Wesen zum Geheimnis macht. „Streng, scharf, trocken, heftig und in sanften Stellungen mehr feierlich als angenehm“, das ist ihr Tanz, ihre Gestalt und ihr Gefühl, das ganz allmählich nur und dann allerdings überquellend aus der harten Schale bricht.

Wenn wir nun nochmals die für den Helden entscheidende Szene, seine Verwundung und erste Begegnung mit Natalie überblicken und sie vergleichen mit dem Hauptauftritt der Helgilieder, dann fällt eine fast verblüffende Ähnlichkeit in die Augen. Auch Helgi liegt schwer verwundet und müde vom Kampf auf dem „Walplatz“, da die Walkyre Sigrun plötzlich vor ihn hintritt, um mit ihm Eide zu schwören, daß sie sich ewig gehören wollen. Glanzumlodert, in Helm und Brünne, aus der Schar ihrer reitenden Gefährtinnen sich lösend, e r s c h e i n t sie dem Helden, halb wirkliches Wesen, halb Überwirklichkeit. Von den Helgiliedern hat Goethe schwerlich auch nur aus Bearbeitungen etwas gewußt. Hier meldet sich bei ihm also spontan ein walkyrischer Zug, wenn auch übertragen in die Verhältnisse der neuen Zeit, romanhaft, spielerisch, in den Formen des Kokoko, und nicht mehr in mythische Zusammenhänge getaucht wie in der Edda.

Politische Rundschau

Zur Lage.

Der abgelaufene Monat, November 1940, wird, das kann wohl heute schon festgestellt werden, als eine sehr ereignisreiche Periode in die Geschichte des gegenwärtigen Krieges eingehen. Gewiß ist er nicht vergleichbar mit den dramatischen Monaten dieses Sommers, wenigstens nicht nach seinem äußeren Ablauf. Allein sein geschichtlicher Gehalt gibt ihm ein bedeutendes Gewicht und auch eine spätere Beurteilung wird ihm dieses zweifellos zubilligen müssen.

Am 5. November wurde Franklin D. Roosevelt zum dritten Mal als Präsident der Vereinigten Staaten von Amerika erwählt.

Kein jemand hatte eigentlich ein anderes Ergebnis erwartet, nachdem der Präsident im Sommer dieses Jahres, zum letzten Termin also, seinen Willen kundgegeben hatte, erneut zu kandidieren. Immerhin holte sein Gegner Willkie in den letzten Wochen vor der Wahl offensichtlich ganz beträchtlich auf und dazu hat allem Anschein nach die Unterstützung nicht wenig beigetragen, die ihm durch das unerwartete Einschwenken des Arbeiterführers Lewis zuteil wurde. Dieser sollte ihm die Stimmen des einen gewerkschaftlichen Flügels zuführen. Allein auch diese Unterstützung hat nicht vermocht, ihm die Entscheidung zu bringen. Roosevelt errang am Wahltag zwar keineswegs mehr die große Mehrheit des Jahres 1936, was gewiß zu einem Teil der Abneigung zahlreicher Amerikaner gegen die Tatsache einer dritten Kandidatur als solche zugeschrieben werden muß und außerdem dem Umstand, daß Willkie sozusagen die gesamte große und größere Presse und außerdem alle offenen und versteckten Mittel der New Yorker Wallstreet zur Verfügung hatte. Immerhin errang der Präsident eine wenn auch nicht sehr große, so doch ganz entschiedene Volksmehrheit. Für ihn selbst bedeutet die Annahme einer dritten Kandidatur und seine nun erfolgte Wahl zweifellos ein hohes vaterländisches Opfer, da er mit seinen 58 Jahren durch die Folgen einer Kinderlähmung, die ihn als Erwachsenen betroffen hat, körperlich schwer gehemmt ist und man ihm wohl glauben darf, daß er persönlich nach achtjähriger Regierung den Verzicht auf eine Wiederwahl vorgezogen hätte. Jedenfalls war er der Überzeugung, daß die Krise der Weltpolitik sein Ausharren nötig mache.

Die Wiederwahl Roosevelts bedeutet eine scharfe Abzeichnung der Stellung der Vereinigten Staaten im gegenwärtigen Kriege und ihre besondere Bedeutung liegt darin, daß, wie sich zum mindesten nachträglich ergibt, die Wahl seines Gegners Willkie diese scharfe Abzeichnung nicht gebracht hätte. So wenigstens ist der Eindruck, der sich aus den Stimmen diesseits und jenseits des Ozeans zu dieser Wahl ergibt. Jedenfalls wird die Unterstützung Englands mit gesteigerter Intensität fortgesetzt werden und wenn sie, wie Roosevelt erklärte, die Hälfte der gesamten amerikanischen Kriegsproduktion in allen Branchen umfaßt, so bedeutet dies zweifellos einen gewaltigen Vorteil für England und eine umso markantere Bevorzugung dieser einen kriegsführenden Partei, als die Vereinigten Staaten, deren eigene Rüstung den Erfordernissen ihrer Politik noch keineswegs entspricht, selbst alle materiellen Mittel dringend nötig hätten, von denen sie nun die volle Hälfte abzugeben bereit sind. Man wird insbesondere damit zu rechnen haben, daß den Engländern auch Schiffsraum zur Verfügung gestellt wird.

Völlig unabgeklärt ist indessen die Frage, wie eigentlich diese enormen Lieferungen finanziert werden sollen; in dieser Richtung hat nun zwar der britische Botschafter in den Vereinigten Staaten dieser Tage mit einer ziemlich unmißverständlichen Andeutung aufgewartet, als er erklärte, daß die britischen Gold- und Devisenbestände tatsächlich ihrer Erschöpfung entgegengingen.

Ob und wann der nicht zu bezweifelnde und durch die Wahl Roosevelts bestätigte Wille in den Vereinigten Staaten, England bis zur äußersten Grenze des Erträglichen zu unterstützen, nun auch zur Aufhebung oder Abänderung der verschiedenen einschränkenden Gesetze führen wird, ist noch unklar. Die Engländer jedenfalls tun alles, um ihre Lage jeweils besonders schwierig und ungünstig erscheinen zu lassen, und sie gehen hierbei gewiß bis an die Grenze des für ihr eigenes Volk Erträglichen. Darin liegt ohne Zweifel System.

Nun wäre es freilich verfehlt, die pessimistischen Erklärungen der britischen Staatsmänner in einen allzu deutlichen Gegensatz zu den Tatsachen stellen zu wollen. Dieses Land sieht sich heute in zunehmendem Maße von allen Seiten bedroht. Vor allem sind die Verluste, die durch die anhaltenden Bombardierungen des Mutterlandes entstanden sind, zwei-

fellos schwer; wie weit indessen die dadurch hervorgerufene Beeinträchtigung der Leistungsfähigkeit des allgemeinen und des kriegswirtschaftlichen Produktionsapparates geht, ist nicht abgeklärt. Einem zuverlässigen Bericht zufolge, der allerdings nur die Zeit bis Anfang Oktober 1940 umfaßt, wäre das Ausmaß der Schädigungen in ihrer Wirkung auf das Wirtschaftsleben verhältnismäßig gering gewesen. Es bleibt abzuwarten, welchen Erfolg die seither eingetretenen Ereignisse und die heute festzustellende veränderte Taktik der deutschen Luftangriffe, die sich nun der Industrie in der Provinz zuwenden, am Ende zeitigen werden. Auch scheint die Invasionsgefahr für dieses Land noch keineswegs beseitigt.

Die Haltung der englischen Bevölkerung allerdings ist wohl in der ganzen Welt beachtet worden.

Inzwischen haben die deutschen Angriffe nicht nur eine Änderung der Taktik, sondern auch eine allgemeine Verstärkung erfahren, die sich zu einem guten Teil im Krieg gegen die britische Handelschiffahrt geltend macht. Hier haben die Versenkungsziffern im Laufe des Monats teilweise beinahe den Höchststand des Jahres 1917 erreicht; zu diesem Ergebnis kommen aber heute zusätzlich die Treffer, welche die deutsche Luftwaffe zu erzielen vermag. Einer unbestreitbaren Zunahme der deutschen Unterseeboote steht oder stand eine offensichtliche Schwächung der britischen Zerstörerwaffe gegenüber, die wohl durch die vielfältige Beanspruchung dieses wichtigen Abwehrinstrumentes zu erklären ist. Man begreift gerade unter diesen Umständen die große Bedeutung der amerikanischen Unterstützung in dieser Richtung. Wie man hört, soll diese noch verstärkt werden. Ganda schrieb übrigens unlängst, daß die fünfzig Zerstörer keineswegs, wie man zuerst habe annehmen können, als altes Eisen zu bezeichnen seien; sie seien vielmehr in ausgezeichnetem Zustand gewesen, als sie an England abgetreten wurden...

Die Tatsache, daß nun auch Griechenland mit Krieg überzogen wurde, hat zwar England einerseits eine weitere Beanspruchung seiner Mittel gebracht, sich aber andererseits bis heute im Hinblick auf seine Kriegsführung nicht ungünstig ausgewirkt. Kreta, der Schlüssel zum Ägäischen Meer, konnte von den Engländern besetzt werden. Mit einigen Einheiten haben diese auch auf dem griechischen Festland Fuß gefaßt, besonders mit Einheiten der Fliegertruppe, die dadurch in die Lage gesetzt wurde, den Griechen in dieser Richtung die unentbehrliche Unterstützung zu gewähren. Sie gewann wertvolle Flugbasen, von denen die italienischen Truppen und ihre ohnehin schwierigen Nachschubwege unter Einwirkung genommen werden können. Endlich gelang den Engländern anscheinend ein besonderer Schlag durch die Bombardierung des östlichen italienischen Kriegshafens Tarent, als deren Folge die Immobilisierung dreier schwerer italienischer Kriegsschiffe für kürzere oder längere Zeit eingetreten ist. Ob dieser von der italienischen Führung freimütig zugegebene Mißerfolg am Ende weitere Rückwirkungen haben wird, vielleicht in der Richtung der Verbindungen im Kanal von Dtranto, bleibt abzuwarten.

Inzwischen haben die anscheinend ebenso bedeutungsvollen wie unerwarteten griechischen Erfolge an der albanischen Front die Position Englands von der psychologischen Seite her zweifellos erleichtert. Auch hier ist übrigens die rückhaltlose Offenheit der italienischen amtlichen Berichterstattung bemerkenswert, ebenso die offene Feststellung Farinacci's, daß auf italienischer Seite „teilweise Mangel an Vorsorge und unrichtige Zeitwahl des Generalstabskommandos“ vorgelegen habe. Der zweitgenannte Mangel wird freilich schwer zu beheben sein.

Parallel mit der Aktion Italiens gegen Griechenland wurden von der deutschen Diplomatie verschiedene bedeutsame Aktionen eingeleitet und zum Teil bereits durchgeführt, deren Auswirkungen sich sowohl in der Richtung

auf den Westen, wie in den Gebieten des Balkans und des Südostens und Ostens im weiteren Sinne abzeichnen. Der Kontakt, der zwischen französischen und deutschen Stellen aufgenommen worden war, wurde im Verlauf inzwischen intensiver gestaltet und führte zu der historisch gewordenen Zusammenkunft zwischen Hitler und Marschall Bétain in Montoire als vorläufigem Höhepunkt. Die weitgehenden Erwartungen, die insbesondere von bestimmter französischer Seite an diese Zusammenkunft geknüpft worden waren, haben sich freilich bis heute nicht erfüllt; außer einigen Vereinbarungen über die Kriegsgefangenen und sonstigen Erleichterungen zugunsten Frankreichs hat sich noch kein Ergebnis abgezeichnet. Man wird vorerst die Ursache der Relativität dieser Ergebnisse mit Vorsicht zu beurteilen haben. Zweifellos waren die Hoffnungen in gewissen Kreisen Frankreichs zu hoch gespannt. Zu einem Teil mag der Grund der zögernden Abwicklung dieser Dinge in der Haltung eines nicht unbeträchtlichen Teiles der französischen Bevölkerung liegen, die trotz ihrer verzweifelten Lage einer weitergehenden Verständigung mit Deutschland mißtrauisch gegenübersteht. Die Aussiedlung eines Teils der französisch-Lothringer einerseits und die sehr positive Verkündung der italienischen Kriegsziele andererseits haben einen bestimmten Einfluß ausgeübt, dessen Wirkungen zuerst überwunden werden müssen.

Inzwischen haben sich die Beziehungen der Achse zu Spanien weiter verdichtet; die Zusammenkunft Hitlers mit General Franco ist symptomatisch zu werten. Allerdings hat sich bis jetzt noch kaum ein nach außen erkennbares weittragendes Ergebnis dieser Intensivierung der Beziehungen gezeigt, wenn man von der inzwischen formell erfolgten Einverleibung des Territoriums von Tanger in das marokkanische Protektorat absehen will. Jedenfalls wird die Verengung der Beziehungen Spaniens zur Achse ihre Bedeutung bei Gelegenheit noch erweisen, wenn ihre Auswirkungen auch heute noch nicht weiter erkennbar erscheinen.

Umso augenfälliger sind die Ergebnisse der deutschen Diplomatie in den Gebieten des Ostens in Erscheinung getreten. Hier ist an erster Stelle der Besuch des russischen Außenministers Molotow in Berlin zu erwähnen. Unmittelbare und direkte Rückwirkungen hat zwar dieser Besuch nicht erkennen lassen; aber es ist nicht daran zu zweifeln, daß bei Gelegenheit jener ausgedehnten Berliner Besprechungen die weiteren Entwicklungen in den Gebieten des Ostens zu einem großen Teil festgelegt worden sind. Es erscheint wahrscheinlich, daß in erster Linie das erforderliche Einvernehmen über die Neuordnung im Südosten hergestellt worden ist, nachdem deutscherseits inzwischen die Einflußnahme in Rumänien weiter ausgebaut worden war. Eine große Auswirkung dieser Besprechung ist in den diplomatischen Dokumenten der letzten Tage festzustellen, in denen der Beitritt Ungarns, Rumäniens und der Slowakei zum Dreimächtepakt niedergelegt ist. Damit werden die machtpolitischen Verhältnisse im Südosten zu einem großen Teil völlig klargestellt und es ist zugleich ein vorläufiger Schlußstrich unter eine Entwicklung gezogen, die ursprünglich mit dem Einmarsch der Russen in Bessarabien ihren Anfang genommen hatte.

Die Intensität der Ausstrahlung der deutsch-russischen Konferenz auf den Balkan und die Türkei ist einstweilen noch an keinen Ergebnissen festzustellen. Stark beeinflusst erschien zeitweise die Stellung Bulgariens, die durch die Ausdehnung der kriegerischen Ereignisse auf Griechenland ohnehin ein besonderes Interesse zu beanspruchen hat. Gewisse Schlüsse ergaben sich auch aus dem Besuche des bulgarischen Königs in Berlin; doch erscheint die weitere Entwicklung hier noch nicht erkennbar. Irgendwie dürfte sie nicht ohne Beziehung zu den Ereignissen auf dem albanischen Kriegsschauplatz bleiben.

Mit ganz besonderem Interesse ist im Zusammenhang mit den deutsch-russi-

ischen Konferenzen in Berlin die Stellung der Türkei beachtet worden. Für sie ist die Haltung Rußlands zweifellos mitbestimmend, wenn nicht ausschlaggebend. Hier scheint die weitere Entwicklung noch durchaus unsicher. Sie wird keineswegs allein durch die Ereignisse im italienisch-griechischen Krieg bestimmt, sondern im Gegenteil in erster Linie durch die Erhaltung, Festigung oder Schwächung der Position Großbritanniens.

So erscheint erkennbar, daß alle beobachteten Entwicklungen auf dem Kontinent und über dem Kontinent Teilaktionen sind in dem gigantischen Machtkampf, der zwischen Deutschland und England ausgetragen wird. Das Ringen geht in unerhört gesteigertem Ausmaß weiter auf dem kriegerischen Felde der Waffen und der Diplomatie, und noch ist eine Entscheidung nicht abzusehen.

* * *

Auf dem Felde der eidgenössischen Politik stehen bedeutsame Entscheidungen unmittelbar bevor. Es ist zu hoffen, daß dem Ernst der Lage in jeder Beziehung Rechnung getragen werde. Ein positives Element ist bereits bei den Vorbereitungen zur Wahl zweier Bundesräte festzustellen, indem sich der „normalen“ Durchführung dieser Wahlen nach dem Schema der reinen Partei- und Interessenpolitik entschlossener Widerstand von allen Seiten entgegenstellt. Es wird sich nun zeigen müssen, ob die zusammengefaßte und entschlossene Stimmung, die in jüngster Zeit im Volke in stark vermehrtem Grade erkennbar wird, sich auch bis in die Verzweigungen des politischen Apparates durchzusetzen vermag. Der Rücktritt der beiden Bundesräte hat jedenfalls den politischen Instanzen eine treffliche Gelegenheit verschafft, sich der Bereitschaft des Volkes würdig zu erweisen. Es erscheint in diesem Stadium der Entwicklung, wo schwerwiegende Entscheidungen unmittelbar bevorstehen, zweckmäßig, mit Beurteilungen und Wünschen zurückzuhalten. So mag es denn für heute genügen, wenn wir die Hoffnung aussprechen, daß diese Entscheidungen in klarer Erkenntnis der schicksalsschweren Bedeutung der kommenden Zeit für unser Land getroffen werden möchten, und daß im gleichen Sinne die Abstimmung vom 1. Dezember zu einer eindeutigen und unmißverständlichen Feststellung des schweizerischen Willens zur Unabhängigkeit um jeden Preis werden möge.

Zürich, den 26. November 1940.

Jann v. Sprecher.

Schweizerische Umschau.

Das „Sportabzeichen“. / Ein Freiluftmuseum ländlicher Bauten? / Arbeitsbeschaffung, kritisch betrachtet.

Letzter Tage hat das Eidgenössische Departement des Innern einen Wettbewerb ausgeschrieben für die Gestaltung des schweizerischen „Sportabzeichens“. Was immer dabei herauskommen mag: das Sinnbild unserer Sportbeflissenheit wird der starke Arm sein, der das Schweizerkreuz hoch empor hält. Wir sollen und können das Abzeichen schlichter gestalten als andere Länder, die uns in der Verleihung vorausgegangen sind. Auch dann wird es seine Träger schmücken und ehren.

Was will das „Sportabzeichen“ bedeuten? Das vom Schweizerischen Landesverband für Leibesübungen am 26. Oktober jüngsthin zu St. Gallen aufgestellte Reglement erklärt: „Das Schweizerische Sportabzeichen bezweckt, die Schweizerbürger zu der für die Volkskraft notwendigen Allgemeinbildung und dadurch zur Leistungsfähigkeit und deren Erhaltung bis ins Alter anzuregen“. Ist hier der Zweck der Einführung dar-

gelegt, so wird andererseits die Bedeutung des Abzeichens laut „Sport“ wie folgt formuliert: „Das Sportabzeichen ist nichts anderes als ein offizielles Attest dafür, daß der Inhaber eine gewisse Leistungsprüfung auf dem Gebiete der Leibesübungen abgelegt und besondere, seinem Alter und Können entsprechende Bedingungen erfüllt hat.“ Mit dem neuen Emblem werden also körperliche Leistungen bezeugt, ja nicht nur bezeugt, sondern — in Anbetracht der doch erheblichen Anforderungen — auch ausgezeichnet, so daß man in seinen Trägern jedesmal diejenigen ansprechenden Eigenschaften vermuten darf, welche man bei einem seriösen Sportbessenen als Vorzüge empfindet: Kraft, Ausdauer, Wendigkeit, Geschicklichkeit, Wagemut, Gemeinschaftsgeist und Charakterstärke. Das „Sportabzeichen“ dient also beileibe nicht etwa dazu, bloß Sportbegeisterte, etwa die gewohnheitsmäßigen Zuschauer von Radrennen und Fußballspielen, zu prämiieren, noch kann es um Geld von denen erworben werden, die dem Sportgedanken ihre Sympathie bezeugen möchten, noch ist es ausschließlich für diejenigen bestimmt, welche unter den ersten fünf Prozenten der Wettkämpfer rangieren, noch ist es gar für die reinsten Herkulesse, Marathonläufer und Olympiasieger reserviert.

Die erfreuliche Seite der „Sportabzeichen“-Bewegung, die bereits bei der Jugend und wohl auch bei vielen Männern höheren Alters festen Fuß gefaßt hat, besteht darin, daß sie die Leibesübungen beim Einzelnen vielseitig und im Volke allgemeiner gestaltet. Wie das gemeint ist, soll kurz dargetan werden. Das bisherige Sportwesen zeichnete sich aus durch Einseitigkeit der Betätigung beim Einzelnen, Rekordjucht, Vereinsbetrieb, Erfassung nur bestimmter Volkskreise, Versagen der höheren Altersklassen, grundsätzliche Geringschätzung der Leibesübungen im Volksganzen trotz der ausgeprägten Sportbewegung. Zum Teil wurden diese nachteiligen Tendenzen sogar extra gepflegt. Die „Sportabzeichen“-Bewegung stellt nun das Sportwesen auf einen allgemeinen und gesünderen Boden; sie wertet gleichsam die bisherigen Resultate aus, zieht die Bedürfnisse des Volkstums in Erwägung und bringt endlich die notwendige Klärung über Sinn und Ziel der Leibesübungen in unserem Volksganzen. Sinn und Ziel der Sportbewegung können aber in nichts anderem bestehen, als in der Erhaltung von normaler körperlicher Kraft, Geschicklichkeit und Ausdauer bei der Zahl und dem Alter nach möglichst vielen Bürgern. Vom „Sportabzeichen“ wird nun erwartet, daß es hierzu einen Ansporn bilde. Es ist ein Attest für die körperliche Leistungsfähigkeit, das Mancher sich gerne erringen wird, weil es ihm zugleich bis zu einem gewissen Grade seine Gesundheit bestätigt.

Die Leistungen, durch die man zu dem Abzeichen gelangt, verdienen diesen Namen vollauf; sie sind zwar nicht Rekordleistungen, aber doch — zum mindesten in ihrer Gesamtheit — durchaus respektabel. Dem „Sport“ entnehmen wir darüber folgende Erwägungen: „Es soll nicht vergessen werden, daß es für aktive Sportsleute tatsächlich keine große Mühe bedeuten kann, das Sportabzeichen ohne besondere Anstrengungen zu erwerben. Aber darauf kommt es gar nicht in erster Linie an. Wichtig ist, daß sich viele Tausende dafür interessieren, die keinen Sport mehr betreiben oder noch nie einen ausgeübt haben. Die Leistungsanforderungen dürfen deshalb nicht zu hoch geichraubt sein, aber auch wieder nicht so leicht, daß sie ohne weiteres vollbracht werden können. Der Zweck des Abzeichens besteht darin, daß möglichst viele mitmachen und daß sie immer wieder gezwungen werden, im Training zu bleiben. Denn das Sportabzeichen muß bis zum 50. Altersjahr immer wieder neu errungen werden.“ Mit gewissen Ausnahmen entsprechen denn auch die Erfordernisse diesen Erwägungen. Der Bewerber muß sich in fünf Übungsgruppen über sein Können ausweisen. Die erste Gruppe verlangt einen Lauf, die zweite einen Sprung, die dritte einen Wurf, die vierte prüft die Geschicklichkeit und die

fünfte die Ausdauer. Wie man sieht, wird also der Leichtathletik entscheidende Bedeutung zugemessen. Innerhalb der Gruppen bestehen verschiedene Wahlmöglichkeiten; so kann einer beispielsweise seine Geschicklichkeit durch Schwimmen, Reiten, Skifahren, Radfahren oder Schießen unter Beweis stellen. Der Umstand nun, daß Übungen verschiedener Art auszuführen sind, bildet eben den heilsamen Zwang zu vielseitiger Betätigung, gleichzeitig auch das wertvolle Sieb, das nicht jeden, bei weitem nicht jeden passieren, zum „Sportabzeichen“ gelangen läßt.

Man darf den Schweizerischen Landesverband für Leibesübungen zur Schaffung des „Sportabzeichens“ auf das nächste Jahr 1941 hin beglückwünschen, zumal, da diese Schaffung auch finanziell aus der eigenen Kraft der Sportbegeisterten erfolgt. Das „Sportabzeichen“ — man darf sich nicht daran stoßen, daß es für den gewünschten Erfolg eines Abzeichens bedarf — ist eine Tat für das Volk, ein schon so lange notwendiger Schritt zur Verallgemeinerung der sportlichen Betätigung in jeder Hinsicht. Wenn von jedem Bewerber dazu noch das ausgezeichnete ärztliche Merkblatt für Sportsleute über „Lebensführung und Trainingsgrundsätze“ von Dr. Ernst Baumann befolgt wird, so dürften gute Ergebnisse nicht ausbleiben. Die „Sportabzeichen-Bewegung“ hilft dann in schöner Weise mit zu „gegenseitiger Hilfeleistung“ bei „freier Konkurrenz“, ohne die unser demokratischer Staat nicht auskommt und wozu der Sport aufs Beste anleitet (Prof. Müllh) in: „Erziehungsgedanke und Bildungsweisen in der Schweiz“, S. 180). Einen besonderen Stolz des Landesverbandes für Leibesübungen bildet aber die Tatsache, daß das „Sportabzeichen“ eine freiwillige Leistung zur Grundlage hat, und wir stimmen dem „Sport“ voll bei, wenn er dazu auffordert: „Es gilt zu beweisen, daß sich in unserem Lande auf dieser Basis ebensoviel erreichen läßt wie andernorts mit Zwang“ (Nr. 124 vom 6. November 1940).

* * *

Sonderbare Blüten treiben oft Vereinigungen, die, ohne einen fest umschriebenen Zweck zu haben, sich irgendwie nützlich machen oder Aufsehen erregen wollen. Der Gefahr überflüssiger Umtriebe erliegen nach meiner Beobachtung ganz besonders Leute, denen die Volkskunde und dergleichen am Herzen liegt. Da fehlt bisweilen jedes Unterscheidungsvermögen zwischen wesentlich und unwesentlich, schön und unschön, erhaltenswert und bedeutungslos, stilvoll und kitschig. Ein unvergleichliches Beispiel für solch kompaßlose Betriebsamkeit las ich Mittsommers in der Zeitung: Die „Pro Campagna“, Schweizerische Organisation für Landschaftspflege, halte es für angebracht, die Bestrebungen wieder aufzunehmen, die schon vor etwa zwanzig Jahren zur Errichtung eines Schweizerischen Freiluftmuseums alter ländlicher Hausbauten mit ihrer Einrichtung eingesetzt hätten. An einer Versammlung in Zürich am 13. Juli 1940 sei ein großes Relief mit dem geplanten „Schweizerdörfli“ gezeigt worden, das 21 verschiedene Haustypen umfassen solle. Ähnlich wie das in Skandinavien der Fall sei, sollten nicht nur leere Gebäude gezeigt werden, sondern bewohnte Häuser, in denen alte, heute nicht mehr ausgeübte Handwerke vorgeführt werden. Das projektierte Freiluftmuseum werde ein Gebiet umfassen, wo die Natur nicht verdorben sei, wo in Ruhe und Beschaulichkeit charakteristische ländliche Bauten, eigenartige Hantierungen und selten gewordene Geräte, alter Hausrat und altes Werkzeug betrachtet werden könnten.

Man möchte wünschen, daß der reiche Beifall, der diesem Projekte gezollt wurde, einem würdigeren Vorhaben gegolten hätte. Auch die Mühe, welche sich zahlreiche Vertrauensleute aus allen Landesgegenden mit ihrem Erscheinen nahmen, hätte wohl in der engeren Heimat fruchtbarer angewendet werden können. Aber es ist eben leichter, einen Museumsgedanken zu beklatschen, als in der harten Wirklichkeit des baulichen Lebens den Verschandelungen von Häusern und Orts-

bilbern entgegenzutreten, und überhaupt einmal Ordnung in die Bauweise hinein zu bringen. Wie viele von den Teilnehmern haben sich schon für Unpassung, organisches Bauen, eine rechte Baugesetzgebung eingesetzt? Das wäre eine national-schweizerische Pflicht, aber nicht die Errichtung einer Freiluftmuseums! Ein solches Museum ist nicht nötig — die Schweiz mit ihrem kleinen Gebiete stellt die verschiedenen Haus- und Handwerkstypen bereits auf einem kleinsten Gebiete dar —; es ist aber auch verwirrend — weil es dem Gedanken der beliebigen Stilmischung verschiedener Gegenden Vorschub leistete — und endlich ist es nicht durchführbar, ohne daß ein andauerndes lächerliches Theater daraus wird. Am besten ist es wohl, wenn das, was das Museum aufnehmen soll, an Ort und Stelle, auf dem heimatlichen Boden Schutz findet.

Unter denen, die an der Versammlung gegen das Vorhaben remonstrierten, befand sich auch der Architekt Peter Meyer; seiner trefflichen Widerlegung des Planes in der „Schweiz. Bauzeitung“ (Band 116, Nr. 5, vom 3. August 1940) geben wir nun weiter das Wort. Er schreibt u. a.: „Betrachten wir den Vorschlag, alte Häuser abzubauen und entfernt von ihrem früheren Standort irgendwo auf einem Museumsgebäude wieder aufzustellen, so ist das unter allen Umständen eine heikle und schmerzliche Angelegenheit, denn die organischen Zusammenhänge werden abgeschnitten, das Haus wird zum Einzelgegenstand, zur Kuriosität gestempelt... Wenn in den nordischen Ländern auch noch die Zusammensetzung von Bauten entfernter Gegenden einen relativ einheitlichen Eindruck macht, so würden bei uns die Bauten von viel weniger entfernten Standorten bereits den Charakter einer Kolonialausstellung annehmen... Stärkung des Heimatgefühles und Bindung an die eigene politische und kulturelle Vergangenheit ist einzig durch Bauten regionalen oder doch nahe verwandten Charakters zu erreichen... Durch eine solche, unvermeidbar willkürliche Zusammenstellung verschiedener Haustypen wird dem schlimmsten, noch kaum überwundenen Mißverständnis der volkstümlichen Architektur von neuem Vorschub geleistet — als ob nämlich die ländlichen Bauten verschiedener Art lediglich vom Geschmack ihrer Erbauer abhängig und unter sich vertauschbar wären. So könnte das gut gemeinte Unternehmen leicht zum Gegenteil dessen beitragen, was es beabsichtigt: nämlich zu einer Verwirrung und Entwurzelung des Sinnes fürs Echte und Bodenständige...“

Nachdem für den Gedanken des Freiluftmuseums immer wieder das „Dörfli“ der Landesausstellung in Zürich angeführt wurde — zu Unrecht, denn das eigentliche Dörfli trug einheitlich ostschweizerisches Gepräge! — möchte ich schließen mit einigen Sätzen aus der Rede des Obmannes der Schweiz. Vereinigung für Heimatschutz, Dr. G. Boerlin, die gerade dort gesprochen wurden und sich auch als Argumente gegen das — vom Heimatschutz übrigens abgelehnte — Freiluftmuseum verwenden lassen: „Was für Handel und Wirtschaft ein gewaltiger Vorteil ist, ist es aber nicht für das, was uns am Herzen liegt: Volk und Heimat... Volk und Heimat verlangen mehr. Beide Worte rufen in uns bestimmte Gefühle wach: Die Zugehörigkeit zu einem begrenzten Stück Erde, das von unseren Vorfahren in eigener Weise gestaltet worden ist, und der, ich muß das viel gebrauchte und oft etwas hohle Wort doch aussprechen: schicksalhaften Verbundenheit mit anderen Menschen gleicher Art... Der Einzelne in einer großen Stadt befindet sich wie der Matrose, der die Planken seines Schiffes verloren, oder der Beduine, der sich in der Wüste verirrt hat; er ist allein. Es fehlen ihm alle die Beziehungen aus Überlieferung oder Verwachsensein mit einer Umgebung, durch die die Einzelnen zu einem Volk zusammengefloßen werden... („Heimatschutz“, 35. Jg., Nr. 1, August 1940).

*

*

*

Am 25. Juni dieses Jahres ging eine Erklärung des Bundesrates an das Schweizer Volk, worin diesem eine wahre Solidarität ans Herz gelegt wurde, eine nationale Gemeinschaft, die auf Arbeit und Ordnung beruhe. Über die Arbeit erklärte die oberste Landesbehörde im Besonderen: „Der Bundesrat wird sie dem Schweizer Volk unter allen Umständen beschaffen, koste dies, was es wolle.“ Angesichts der durch den Krieg bedingten, zwar momentan nicht akuten, aber doch mit Sicherheit voraussehbaren Arbeitslosigkeit wurde damit der Grundsatz der staatlichen Arbeitsbeschaffung aufgestellt. Nachdem aber seit bald zwanzig Jahren immer wieder nach staatlicher Arbeitsbeschaffung gerufen worden ist — man erinnere sich beispielsweise daran, daß auch in den guten Jahren die Elektrifizierung der Bundesbahnen unter diesem Titel gefordert und durchgeführt wurde! —, wird sich aber niemand mehr dem Irrtum hingeben, es handle sich da um eine Ausnahme wegen der drohenden Arbeitslosigkeit, sondern es verdichtet sich allmählich die Überzeugung, daß die staatliche Arbeitsbeschaffung zu einer ständigen Einrichtung werde. Wir erleben also auch auf diesem Gebiete einen Wandel der Zeit. Wurden früher die Arbeitskräfte vom privaten Unternehmertum beansprucht, so muß heute die öffentliche Hand die Beschäftigung übernehmen. War früher das Bedürfnis des Privaten der treibende Motor in der Wirtschaft, so nehmen jetzt die Bedürfnisse der Gemeinschaft — Werke des Staates, Interesse an der Vermeidung von Arbeitslosigkeit, Interesse an der Wohlfahrt der Unternehmer und Privaten — diese Stellung ein.

Die staatlichen Maßnahmen tragen indessen — handle es sich um diejenigen von Bund, Kanton oder Gemeinden — dem Charakter der staatlichen Arbeitsbeschaffung als einer ständigen Einrichtung noch keine Rechnung, sondern erscheinen immer noch als die bloßen Hilfsmaßnahmen, die sie ursprünglich waren. Da habe ich z. B. vor mir einen Hilfsplan der Stadt Bern, der sich in der Erteilung von allerlei zusätzlichen Arbeiten an Tapezierer, Schreiner, Schneider, Buchbinder und Buchdrucker erschöpft. Aber man kann auch das Arbeitsprogramm eines Kantons wie Graubünden zur Hand nehmen: Dieser Kanton erklärt sich bereit, zur Bekämpfung der Arbeitslosigkeit eigene Arbeiten ausführen zu lassen, sowie Neu- und Tiefbauten von Gemeinden und private Renovationsarbeiten zu subventionieren. In Betracht fallen dabei besonders Hotelrenovierungen, Stalljanierungen und Luftschutzbauten. Ähnlich steht es beim Bund, der bald da eine Straße baut und bald dort eine Bahnspur verdoppelt. Mag man sich nun zu der neuen Entwicklung stellen wie man will, so muß man doch eines bedauern, nämlich daß in der staatlichen Arbeitsbeschaffung offenbar wenig Plan und System liegt. Der Zufall spielt da eine ausschlaggebende Rolle.

Ähnliches wird mit Recht von unserer Wirtschaftspolitik im Allgemeinen behauptet. Bei dem engen Zusammenhang von Wirtschaftspolitik und staatlicher Arbeitsbeschaffung gilt deshalb auch für die letztgenannte der Ruf nach einem „vorbereiteten Aktionsplan“, wie ihn Prof. Dr. E. Böhler unter Mitarbeit von H. Dütchler in der „Schweiz. Arbeitgeber-Zeitung“ unter dem Titel „Allgemeine Grundsätze schweizerischer Wirtschaftspolitik“ (1940, Nr. 40—46 und Sonderdruck) erhoben hat. Die Aufstellung eines solchen Programmes will erreichen, daß unsere Wirtschaftspolitik nicht zufälligen politischen Anregungen, sondern einer klaren Zielsetzung und einer haltbaren Gesamtauffassung der Wirtschaft entspringt, daß Maßnahmen nicht unter dem Einfluß von Notständen improvisiert, sondern sorgfältig im Voraus vorbereitet werden, daß die einzelnen Zweige der Wirtschaftspolitik nicht ein widerspruchsvolles Sonderdasein führen, sondern zu einem einheitlichen Ganzen koordiniert werden. „Insbesondere geht es nicht an“, so heißt es in der Studie von Prof. Böhler, „daß die Kantone und Gemeinden Arbeitsbeschaffungsmaßnahmen treffen, die lediglich eine Verschiebung der Arbeitsgelegenheiten innerhalb der Schweiz oder sogar nur inner-

halb der Kantone bedeuten und teilweise nur zur Folge haben, daß der öffentliche Sektor auf Kosten des Privaten ausgedehnt wird, daß also lediglich auf der einen Seite Löcher gegraben werden, um anderswo solche aufzufüllen.“ Bei diesem Aktionsplan“ handelt es sich also keineswegs etwa um einen neuen „Plan der Arbeit“, eine Bekämpfung der Privatwirtschaft und der Privatinitiative, wie sie übrigens vom sozialistischen Parteipräsidenten Dr. Dprecht wieder aufgenommen zu werden scheint, sondern um eine Regelung des Wirtschaftslebens überhaupt, welche natürlich auch eine Regelung der staatlichen Intervention in sich begreift. Es bleibt eben stetsfort eine Frage, ob man mit der staatlichen Arbeitsbeschaffung dem Problem der Arbeitslosigkeit beikomme, und wir gehören nicht zu jenen, die mit der — übrigens beachtenswerten — Schrift von Jean Mussard: „Neue Wege? Versuch zur Formulierung eines modernen Sozialismus“, die Lösung von der Gemeinwirtschaft erwarten.

Bülach, den 23. November 1940.

Walter Hildebrandt.

Kultur- und Zeitfragen

Ausstellung zeitgenössischer italienischer Maler und Bildhauer.

Die Ausstellung zeitgenössischer italienischer Kunst ist gewissermaßen der Gegenbesuch Italiens, über den wir uns freuen, eingedenk der Gastfreundschaft und der Anerkennung, die die schweizerische Kunst jeweils an den alle zwei Jahre wiederkehrenden Ausstellungen in Venedig in so reichem Maß genossen hat und hoffentlich weiterhin genießen darf. Es ist, wie uns versichert wird, eine repräsentative Schau der in Italien selbst als führend angesehenen Künstlerpersönlichkeiten, und die Ausstellung wurde mit der gebührenden Vertretung der offiziellen Kreise beider Länder eröffnet.

In politisch so gespannten Zeiten wie der gegenwärtigen versteht es sich von selbst, daß man in solchen repräsentativen Ausstellungen zunächst nach dem Einfluß des politischen Regimes des betreffenden Landes auf seine Kunst fragt, da ja die Doktrin des totalitären Staates von vornherein eine Einflußnahme auch auf alle kulturellen Äußerungen einschließt. Und da diese Doktrin unserem Ideal von der größtmöglichen Freiheit des Individuums und der kulturellen Äußerungen widerspricht, so ist der schweizerische Betrachter in dieser Ausstellung angenehm überrascht, von offizieller Programmatik in den Werken der „freien Kunst“ nichts zu verspüren. Die mannigfaltigen Aufgabenstellungen des Staates an Malerei und Bildhauerei sind durch die zwei monumentalen Bildnisköpfe des Königs und des Duce, durch ein Relief von M. Valla und das dekorative Volksstück von G. Leone nur eben angedeutet. Weitere Proben dieser staatlichen Kunstpflege wären für uns interessant gewesen, aber dem stand die praktische Unmöglichkeit im Wege, großdekorative, mit der Architektur verbundene Werke zu transportieren und einigermaßen ihrem Sinn entsprechend aufzustellen. So blieb die Auswahl im Wesentlichen auf die eigentliche Atelierskunst beschränkt. Wer die Ausstellung in Erinnerung an die italienische Ausstellung 1927 mit hochgespannten Erwartungen betrat, gewann einen wesentlich gedämpfteren Gesamteindruck. Die revolutionären Vorstöße, mit denen die lang im konventionellen befangene italienische Malerei damals fast plötzlich das Neuland der Modernität eroberte, sind nur noch als fernes Echo fühlbar. Zum Teil die gleichen Künstler suchen heute eher wieder eine Verbindung mit Früherem, eine Konsolidierung in der malerischen Tradition und